

Nr. 256. Bromberg, den 23. November 1928.

Die Lichtflamme.

Von Selma Lagerlöf.

---

2. Fortsetzung

III.

Am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, bestieg Raniero sein Pferd. Er trug die volle Rüstung, aber darüber hatte er einen groben Pilgermantel geworfen, damit das Eisenkleid von den Sonnenstrahlen nicht allzusehr erhitzt werde. Er war mit einem Schwert und einer Streitaxt bewaffnet und ritt ein gutes Pferd. Ein brennendes Licht hielt er in der Hand, und am Sattel hatte er ein paar große Bündel langer Wachskerzen befestigt, damit die Flamme nicht aus Mangel an Nahrung sterbe.

Raniero ritt langsam durch die überfüllte Zeltstraße, und so lange ging alles gut. Es war noch so früh, daß die Nebel, die aus den tiefen Tälern rings um Jerusalem aufgestiegen waren, sich nicht zerstreut hatten, und Raniero ritt wie durch eine weiße Nacht. Das ganz Lager schlief, und Raniero kam leicht an den Wachtposten vorbei. Keiner von ihnen rief ihn an, denn durch den dichten Nebel konnten sie ihn nicht sehen, und auf den Wegen lag fußhoher Staub, der die Schritte des Pferdes unhörbar machte.

Raniero war bald aus dem Bereiche des Lagers und schlug die Straße ein, die nach Joppe führte. Er hatte nun einen besseren Weg, aber er ritt noch immer ganz langsam, der Lichtflamme wegen. Die brannte schlecht in dem dichten Nebel, mit einem rötlichen, zitternden Schein. Und immer wieder kamen große Insekten, die mit knatternden Flügelschlägen gerade ins Licht stürzten. Raniero hatte vollauf damit zu tun, es zu hüten, aber er war guten Mutes und meinte noch immer, daß die Aufgabe, die er sich gestellt hätte, nicht schwerer wäre, als daß ein Kind sie bewältigen könnte.

Doch das Pferd ermüdete bei dem langsamen Trott und setzte sich in Trab. Da begann die Lichtflamme in der Zugluft zu zucken. Es half nichts, daß Raniero sie mit der Hand und mit dem Mantel zu schützen suchte. Er sah, daß sie ganz nahe daran war, zu erlöschen.

Aber er war durchaus nicht gewillt, sein Vorhaben so bald aufzugeben. Er hielt das Pferd an und saß ein Weilchen still und grübelte. Schließlich sprang er aus dem Sattel und versuchte, sich rücklings daraufzusetzen, so daß er die Flamme mit seinem Körper vor Wind und Zug schützte. So gelang es ihm, sie brennend zu erhalten, aber er merkte jetzt, daß die Reise sich beschwerlicher gestalten würde, als er anfangs geglaubt hatte.

Als er die Berge, die Jerusalem umgeben, hinter sich gelassen hatte, hörte der Nebel auf. Er ritt nun durch die tiefste Einsamkeit. Es gab weder Menschen, noch Häuser, noch grüne Bäume oder Pflanzen, nur kahle Höhen.

Hier wurde Raniero von Räubern angefallen. Es war loses Gesindel, das dem Heere ohne Erlaubnis folgte und vom Rauben und Plündern lebte. Sie hatten hinter einem Hügel im Hinterhalt gelegen, und Raniero, der rücklings ritt, sah sie erst, als sie ihn schon umringt hatten und ihre Schwerter gegen ihn zückten.

Es waren etwa zwölf Männer, sie sahen recht jämmerlich aus und ritten auf erbärmlichen Pferden. Raniero sah gleich, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, sich einen Weg durch die Schar zu bahnen und von dannen zu reiten. Aber er begriff, daß dies sich nicht tun ließe, ohne daß er das Licht von sich werfe. Und er wollte nach den stolzen Worten, die er heute Nacht gesprochen hatte, nicht so leicht von seinem Vorsatz abstehen.

Er sah daher keinen anderen Ausweg, als mit den Räubern ein Übereinkommen zu schließen. Er sagte, daß es ihnen, da er wohl bewaffnet sei und ein gutes Pferd reite, schwer fallen würde, ihn zu überwinden, wenn er sich verteidige. Aber da er durch ein Gelöbnis gebunden sei, wolle er ihnen keinen Widerstand leisten, sondern sie dürften ohne Kampf alles nehmen, was sie begehrten, wenn sie nur versprächen, sein Licht nicht auszulöschen.

Die Räuber hatten sich auf einen harten Strauß gefaßt gemacht. Sie waren über Ranieros Vorschlag sehr erfreut und machten sich sogleich daran, ihn auszuplündern. Sie nahmen ihm Rüstung und Roß, Waffen und Geld. Das einzige, was sie ihm ließen, waren der grobe Mantel und die beiden Kerzenbündel. Sie hielten auch ehrlich ihr Versprechen, die Lichtflamme nicht zu löschen.

Einer von ihnen hatte sich auf Ranieros Pferd geschwungen. Als er merkte, wie gut es war, schien er ein wenig Mitleid mit dem Ritter zu empfinden. Er rief ihm zu: „Siehst du, wir wollen nicht gar zu hart gegen einen Christenmenschen sein. Du sollst mein altes Pferd haben, um darauf zu reiten.“

Es war eine elende Schindmähre und bewegte sich so starr und steif, als wenn es aus Holz wäre.

Als die Räuber endlich verschwunden waren und Raniero daran ging, sich auf den elenden Klepper zu setzen, sagte er zu sich sellst: „Ich muß wohl von dieser Lichtflamme verhext sein. Um ihretwillen reite ich nun wie ein toller Bettler meinen Weg.“

Er sah ein, daß es das klügste gewesen wäre, umzukehren, weil das Vorhaben wirklich unausführbar war. Aber ein so heftiges Verlangen, es zu vollbringen, war über ihn gekommen, daß er der Lust nicht widerstehen konnte, auszuharren.

Er zog also weiter. Noch immer sah er dieselben kahlen, lichtgelben Höhen um sich. Nach einer Weile ritt er an einem jungen Hirten vorbei, der vier Ziegen hütete. Als Raniero die Tiere auf dem nackten Boden weiden sah, fragte er sich, ob sie wohl Erde äßen.

Dieser Hirte hatte wahrscheinlich früher eine größere Herde besessen, die ihm von den Kreuzfahrern gestohlen worden war. Als er nun einen einsamen Christen heranreiten sah, suchte er ihm alles Böse zu tun, was er nur konnte. Er stürzte auf ihn zu und schlug mit einem Stab nach seinem Lichte. Raniero war von der Lichtflamme so gefesselt, daß er sich nicht einmal gegen einen Hirten verteidigen konnte. Er zog nur das Licht an sich, um es zu schützen. Der Hirte schlug noch ein paarmal danach, aber dann blieb er erstaunt stehen und hörte zu schlagen auf. Er sah, daß Ranieros Mantel in Brand geraten war, aber Raniero tat nichts, um das Feuer zu ersticken, so lange die Lichtflamme in Gefahr war. Man sah es dem Hirten an, daß er sich schämte. Er folgte Raniero lange nach, und an einer Stelle, wo der Weg sehr schmal an zwei Abgründen vorüberging, kam er heran und führte sein Pferd.

Raniero lächelte und dachte, daß der Hirte ihn sicherlich für einen heiligen Mann halte, der eine Bußübung vornehme.

Gegen Abend begannen Raniero Menschen entgegenzukommen. Es war nämlich so, daß das Gerücht vom Falle Jerusalems sich schon während der Nacht die Küste entlang verbreitet hatte, und eine Menge Leute hatten sich sogleich bereit gemacht, hinzuziehen. Es waren Pilger, die schon jahrelang auf die Gelegenheit warteten, Jerusalem **zu be-**

treten, es waren nachgesendete Truppen, und vor allem waren es Kaufleute, die mit Wagenladungen von Lebensmitteln hineilten.

Als diese Scharen Raniero begegneten, der rücklings mit einem brennenden Lichte in der Hand geritten kam, riefen sie: „Ein Toller, ein Toller!"

Die meisten waren Italiener, und Raniero hörte wie sie in seiner eigenen Zunge riefen: pazzo, pazzo! was: ein Toller, ein Toller! bedeutet.

Raniero, der sich den ganzen Tag so wohl im Zaum zu halten verstanden hatte, wurde durch diese sich stets wiederholenden Rufe heftig gereizt. Mit einem Male sprang er aus dem Sattel und begann mit seinen harten Fäusten die Rufenden zu züchtigen. Als die Leute merkten, wie schwer die Schläge waren, die da fielen, entstand eine allgemeine Flucht, und er stand bald allein auf dem Wege.

Nun kam Raniero wieder zu sich selbst. „Wahrlich, sie hatten recht, als sie dich einen Tollen nannten", sagte er, indem er sich nach dem Lichte umsah, denn er wußte nicht, was er damit angefangen hatte. Endlich sah er, daß es vom Wege in einen Graben gekollert war. Die Flamme war erloschen, aber er sah Feuer in einem trockenen Grasbüschel dicht daneben glimmen und begriff, daß das Glück ihn nicht verlassen hatte, denn das Licht mußte das Gras in Brand gesetzt haben, bevor es erloschen war.

„Dies hätte leicht ein trauriges Ende großer Mühsal werden können", dachte er, während er das Licht entzündete und sich wieder in den Sattel schwang. Er fühlte sich recht gedemütigt. Es kam ihm jetzt nicht sehr wahrscheinlich vor, daß seine Fahrt gelingen würde.

Gegen Abend kam Raniero nach Ramle und ritt dort zu einem Hause, wo Karawanen Herberge für die Nacht zu suchen pflegten. Es war ein großer überbauter Hof. Ringsum waren kleine Verschläge, wo die Reisenden ihre Pferde einstellen konnten. Es gab keine Stuben, sondern die Menschen schliefen neben den Tieren.

Es war schon eine große Menschenmenge da, aber der Wirt schaffte doch Raum für Raniero und sein Pferd. Er gab auch dem Pferde Futter und dem Reiter Nahrung.

Als Raniero merkte, daß er so gut behandelt wurde, dachte er: Ich fange fast zu glauben an, daß die Räuber mir einen Dienst erwiesen haben, als sie mir meine Rüstung und mein Pferd raubten. Sicherlich komme ich mit meiner Bürde leichter durchs Land, wenn man mich für einen Wahnsinnigen hält."

Als Raniero das Pferd in den Stand geführt hatte, setzte er sich auf ein Bund Stroh und behielt das Licht in den Händen. Es war seine Absicht, nicht zu schlafen, sondern die ganze Nacht wach zu bleiben.

Doch kaum hatte sich Raniero niedergesetzt, als er auch schon einschlummerte. Er war furchtbar müde, er streckte sich im Schlafe aus, so lang er war, und schlief bis zum Morgen.

Als er erwachte, sah er weder die Lichtflamme noch die Kerze. Er suchte im Stroh danach, aber fand sie nirgends.

„Jemand wird sie mir weggenommen und ausgelöscht haben," sagte er. Und er versuchte zu glauben, daß er sich freue, weil alles aus war und er ein unmögliches Vorhaben nicht zu verfolgen brauchte.

Aber während er so dachte, empfand er zugleich eine innere Leere und Trauer. Es war ihm, als hätte er sich das Gelingen eines Vorsatzes nie sehnlicher gewünscht als eben diesmal.

Er führt das Pferd aus dem Stande, striegelte es und legte den Sattel auf.

Als er fertig war, kam der Wirt, dem die Karawanserei gehörte, mit einem brennenden Lichte auf ihn zu. Er sagte auf fränkisch: „Ich mußte dir gestern dein Licht nehmen, als du einschliefst, aber hier hast du es wieder."

Raniero ließ sich nichts merken, sondern sagte ganz gelassen: „Es war klug von dir, daß du es ausgelöscht hast."

„Ich habe es nicht ausgelöscht," sagte der Mann. „Ich sah, daß du es brennen hattest, als du kamst, und ich glaubte, es sei von Gewicht für dich, daß es weiter brenne. Wenn du siehst, um wie viel es sich verringert hat, wirst du begreifen, daß es die ganze Nacht gebrannt hat."

Raniero strahlte vor Freude. Er rühmte den Wirt sehr und ritt in bester Laune weiter.

IV.

Als Raniero von Jerusalem aufbrach, hatte er den Seeweg von Joppe nach Italien nehmen wollen. Aber er änderte diesen Entschluß, als die Räuber ihn um sein Geld plünderten, und beschloß über Land zu ziehen.

Es war eine lange Reise. Er zog von Joppe nördlich, der Küste Syriens entlang. Dann ging die Fahrt nach Westen, längs der Halbinsel von Kleinasien. Dann wieder nördlich bis hinauf nach Konstantinopel. Und von dort hatte er noch eine ansehnliche Strecke Wegs bis Florenz.

Während dieser ganzen Zeit lebte Raniero von frommen Gaben. Meistens waren es die Pilger, die nun in Massen nach Jerusalem strömten, die ihr Brot mit ihm teilten.

Obgleich Raniero fast immer allein ritt, waren seine Tage weder lang noch einförmig. Er hatte allezeit die Lichtflamme zu hüten und konnte sich um ihretwillen niemals ruhig fühlen. Es brauchte nur ein Wind, nur ein Regentropfen zu kommen, und es war um sie geschehen.

Während Raniero einsame Wege ritt und nur daran dachte, die Lichtflamme am Leben zu erhalten, kam es ihm in den Sinn, daß er schon einmal zuvor etwas Ähnliches erlebt hatte. Er hatte schon einmal zuvor einen Menschen über etwas wachen sehen, was ebenso verletzlich war wie eine Lichtflamme.

Dies schwebte ihm anfangs so undeutlich vor, daß er nicht recht wußte, ob es etwas war, was er geträumt hätte.

Aber während er einsam durch das Land zog, kam der Gedanke, daß er schon einmal etwas Ähnliches mit erlebt habe, unablässig wieder.

„Es ist, als hätte ich mein ganzes Leben lang von nichts anderem gehört," sagte er.

Eines Abends ritt Raniero in eine Stadt ein. Es dunkelte, und die Frauen standen in den Türen und schauten nach ihren Männern aus. Da sah Raniero eine, die hoch und schlank war und ernste Augen hatte. Sie erinnerte ihn an Francesca degli Uberti.

In demselben Augenblick gelangte Raniero zur Klarheit, worüber er nachgegrübelt hatte. Er dachte, daß für Francesca ihre Liebe sicherlich wie eine Lichtflamme gewesen war, die sie immer brennend hatte erhalten wollen, und von der sie stets gefürchtet hatte, daß Raniero sie verlöschen würde. Er wunderte sich über diesen Gedanken, aber immer mehr ward es ihm zur Gewißheit, daß es sich so verhielt. Zum ersten Male begann er zu verstehen, warum Francesca ihn verlassen hatte und daß er sie nicht durch Waffentaten wiedererobern konnte.

*

Ranieros Reise wurde sehr langwierig. Und dies nicht zum wenigsten darum, weil er sie nicht fortsetzen konnte, wenn das Wetter ungünstig war. Dann saß er in der Karawanserei und bewachte die Lichtflamme. Das waren sehr harte Tage.

Eines Tages, als Raniero über den Berg Libanon ritt, sah er, daß sich die Wolken zu einem Unwetter zusammenzogen. Er war da hoch oben zwischen furchtbaren Klüften und Abstürzen, fern von allen menschlichen Behausungen. Endlich erblickte er auf einer Felsspitze ein sarazenisches Heiligengrab. Es war ein kleiner viereckiger Steinbau mit gewölbtem Dache. Es däuchte ihn am besten, seine Zuflucht dorthin zu nehmen.

Kaum war Raniero hineingekommen, als ein Schneesturm losbrach, der zwei Tage raste. Zugleich kam eine so furchtbare Kälte, daß er nahe daran war, zu erfrieren.

Raniero wußte, daß es draußen auf dem Berge genug Zweige und Reisig gab, so daß es ein leichtes für ihn gewesen wäre, Brennstoff zu einem Feuer zu sammeln. Allein er hielt die Lichtflamme, die er trug, sehr heilig, und wollte mit ihr nichts anderes entzünden als die Lichter vor dem Altar der heiligen Jungfrau.

Das Unwetter wurde immer ärger, und schließlich hörte er heftiges Donnern und sah Blitze.

Und ein Blitz schlug auf dem Berge dicht vor dem Grabe ein und entzündete einen Baum. Und so hatte Raniero eine Flamme, ohne daß er das heilige Feuer anzutasten brauchte.

(Fortsetzung folgt.)

Mit Nadel und Faden.

Handarbeiten für die moderne Frau?

Hat die Frau von heute noch Lust und Zeit für Handarbeiten? Man ist versucht, diese Frage verneinend zu beantworten. So vieles gibt es jetzt, das die Zeit der Frau in Anspruch nimmt, wovon man sich früher, als die Weiblichkeit noch Handarbeiten in Massen anfertigte, niemals hatte träumen lassen. Und auch die Einstellung ist eine andere geworden. Die Frau, die sportliche Wettkämpfe ausficht, die Frau, die ihr eigenes Auto steuert, die Berufstätige, die Parlamentarierin — kann man sie alle sich vorstellen, wie sie Stunden und Stunden damit verbringen, bunte Fäden durch ein Stückchen Stoff zu ziehen? Diese Beschäftigung, die soviel Geduld und Fleiß erfordert und doch, streng genommen, etwas Nutzloses und Überflüssiges ist, will uns so gar nicht zur Frau von heute zu passen scheinen, zu ihr, die Logik und Sachlichkeit höher schätzen gelernt hat, als Gefühle, und der — selbst bei der einfachsten Durchschnitts-

hausfrau von heute ist es so — die Begriffe Rationalisierung und Technisierung geläufig geworden sind. Ja, von diesem Standpunkt aus erheben sich sogar in Frauenkreisen selber viele Stimmen gegen die Handarbeit bzw. das Handarbeiten. „Welche Zeitverschwendung!“ sagen diese Gegnerinnen, „Welcher überflüssige Arbeitsaufwand, welche Gedankenlosigkeit!“ Es gibt nichts auf dem Gebiete der „Schmücke-Dein-Heim-Gegenstände“, als da sind Kissen, Decken, Vorhänge, Teppiche, Spitzen, Kleidungs- und Wäschezierrat usw., was man nicht ebenso schön und oft viel billiger fertig kaufen könnte. Warum soll die Frau von heute, deren Zeit so knapp bemessen ist, sich mit der Anfertigung solcher Sachen plagen? Viel gescheiter täte sie, die ihr bleibenden wenigen freien Stunden mit dem Lesen guter Bücher oder sonstiger geistesanregender Beschäftigung auszufüllen, anstatt mit der stumpfsinnigen, gedankenlosen Stickerei, Häkelei oder Strickarbeit. Am allerbesten aber wäre es, wenn sie, die in unserem Zeitalter der naturwidrigen Lebensweise den größeren Teil ihres Lebens in geschlossenen, schlechtgelüfteten Räumen, bei künstlichem Licht verbringen muß, jede freie Minute dazu benutzen würde, hinaus ins Freie zu eilen und ihren Körper in Wandern, Spiel und Sport zu stählen, anstatt ihn in schlechter Haltung über die augenangreifende Handarbeit zu bücken!“

So sagen die „Anti-Handarbeitler“ und in vieler Hinsicht haben sie sicherlich recht. Die Zeiten sind gottlob vorbei, in denen es für eine Frau als unschicklich galt, mit unbeschäftigten Händen dazusitzen, und wo es als ein Zeichen von Faulheit und Leichtfertigkeit galt, wenn eine Frau oder ein Mädchen spazieren ging, ganz einfach nur spazieren, ohne ein Ziel oder den Zweck etwaiger Besorgungs- oder Besuchsgänge! Wenn früher ein weibliches Wesen nichts zu tun hatte, so verlangte die gute Sitte, daß es sich wenigstens beschäftigt stellte, und so wurden Handarbeiten über Handarbeiten angefertigt; je mehr solcher Produkte des häuslichen Fleißes man aufzuweisen hatte, desto besser, und je mühsamer und zeitraubender sie anzufertigen gewesen waren, desto mehr sprach dies zugunsten der Tugenden der Herstellerin. Was den Geschmack und Kunstwert der Handarbeiten anbetrifft, so war beides recht häufig gleich Null. Wieviele „Hausgreuel“ an Schlummerrollen, gestickten Morgenschuhen, Wandsprüchen und auf Küchenhandtücher und Wandbehänge verewigten „Lebensweisheiten“ in meist anfechtbarer Versform verdanken ihr Dasein dieser mißverstandenen Verpflichtung, Fleiß zu zeigen! Wieviel Gedankenlosigkeit und Unverstand steckte in den mechanisch, schablonenhaft und stillos nachgearbeiteten Vorlagen, den vorgezeichneten oder halbfertigen Handarbeiten, die man im Handarbeitsladen kaufte und zu denen man keinerlei inneres, eigenes Verhältnis hatte!

Es ist gut, daß dies alles für uns Frauen von heute — wenigstens größtenteils — überwunden ist. Aber soll man darum die Handarbeit in Bausch und Bogen verdammen und zum alten Eisen werfen? Keineswegs! Man darf und soll nicht vergessen, daß es gerade im Frauenleben vieles gibt, was eben nicht zu kaufen und fertig zu beziehen ist. Dazu gehört die Freude am eigenen Schaffen, an den schönen Dingen, auch wenn sie an und für sich überflüssig und durch Billigeres und Praktischeres zu ersetzen sind. Dazu gehört die uralte Freude der Frau am Pflegen und Schmücken und ihr Trieb, sich liebevoll in ein Tun zu versenken. Man darf auch den Stimmungsreiz nicht unterschätzen, der darin liegt, etwa in seinem behaglichen Wohnzimmer am Fenster oder sonst auf seinem Lieblingsplatz zu sitzen, etwas Hübsches unter seinen Händen entstehen zu sehen und dabei im Untergrund zu fühlen: Wie schön, daß ich Zeit habe, etwas zu tun, was mir Freude macht! Wie schön, daß ich solche schöne Arbeit tun darf! — Ja, man darf nicht vergessen, daß der Trieb, künstlerisch zu gestalten, der fast in jeder Frau steckt, bei der überwiegenden Mehrzahl von ihnen eben nur in dieser Form zur Entfaltung kommen kann, und dies ist die recht eigentliche Ursache, warum Handarbeiten nie ganz aus der Mode kommen werden und warum das Handarbeiten Sinn, Zweck, eine innere Berechtigung hat. Handarbeiten bedeutet für die meisten Frauen gleichzeitig ein Sichausruhen, Sichentspannen, den Gedanken Audienz geben, ein Gegengewicht gegen allerlei Hast und Hetze des Berufslebens. Darum sehen wir die Bureaudame, die Beamtin, die Verkäuferin usw., die gewiß einen arbeitsreichen Tag hinter sich haben, in der Mittagspause, abends, oft auf der Fahrt zur oder von der Arbeitsstelle im Eisenbahnabteil usw. eifrig sticheln, Fäden schlingen, häkeln, stricken, kurz, handarbeiten. Dies bedeutet ihnen willkommene Abwechselung und Erholung, es ist gleichsam ihre Flucht ins Frauliche nach der strengen Sachlichkeit des Existenzkampfes, der Berufsarbeit, und man sollte sich freuen, daß dem so ist. Nur eins ist zu fordern: Die moderne Handarbeit muß den Bedürfnissen der modernen Frau angepaßt sein, sie muß sinn- und zweckmäßig, geschmackvoll und schnellfördernd sein und sie darf nicht in sklavischem Nacharbeiten bestehen. Gewiß ist nicht jede Frau so schöpferisch veranlagt, daß sie einfach alle ihre Handarbeiten selber entwerfen kann — dergleichen erfordert überdies gründliche Schulung, wenn etwas Erfreuliches dabei herauskommen soll. Aber sie soll doch soviel Technik und Kenntnisse besitzen, daß sie innerhalb gegebener Grenzen ihren Formen- und Farbensinn spielen lassen kann, die Möglichkeiten sieht und anwendet, aus dem Material neue Wirkungen entstehen zu lassen; daß sie nicht kritik- und hilflos das nachformt, was das Handarbeitsgeschäft vorschreibt, sondern selber abwandelt, dem eigenen Stil, der eigenen Wohnung usw. anpaßt, was sie anfertigen will — kurz, daß sie denkend handarbeitet. Für diese Bedürfnisse der modernen Frau ist ja zum Glück heute auch reichlich gesorgt. Wir verfügen über eine Fülle von schnellfördernden Techniken, z. B. in den Häkeleien, den Sparstichtechniken usw., die individuelle Abwandlungen gestatten, und deren Kunst nicht mehr in der knifflichen und kleinlichen Stichelei oder im Maschenzählen besteht, sondern in der Farbenabstimmung, in Form- und Flächenwirkung. Die moderne Handarbeit ist keine Kraft- und Zeitverschwendung mehr und ihre Produkte können und sollen von durchaus künstlerischem Wert sein, selbst wenn das Material nur Pfennige kostet, vorausgesetzt, daß es „wahrhaftig“ und sinngemäß verarbeitet wurde. Darum sind die Empfänger einer solchen modernen Handarbeit auch nicht, wie früher so oft, im Stillen entsetzt, sondern ehrlich erfreut. Und darum endlich soll die moderne Frau, die Freude am Handarbeiten findet, und die — z. B. in der kommenden Weihnachtszeit — ihrer Liebe und Fürsorge für ihre Lieben durch eine schöne Handarbeit sichtbaren Ausdruck verleihen möchte, sich nicht beirren und einschüchtern lassen. Es darf und soll keine „Fabrikation“ werden, die ihr Kräfte und Gesundheit raubt, und sie muß Vernunft, Takt und guten Geschmack bei ihrem Schaffen Pate stehen lassen, dann wird das Resultat ihres fraulichen Fleißes ihr selber und anderen zur Freude gereichen!

Ina Wolters.

„Rabeneltern“ im Tierreich.

Von Günther Herkt.

Keines unserer geflügelten Worte ist so falsch und unbegründet, wie das von den Rabeneltern, die sich durchaus um ihre Sprößlinge nicht kümmern und sorgen wollen, von liebevoller Pflege und elterlicher Aufopferung gar nicht zu reden. Denn gerade an so einem vielgelästerten Rabenpärchen könnte sich so manches Menschenpaar ein Muster nehmen; weisen sich schon die Vögel unter den höher organisierten Geschöpfen unserer Erde im allgemeinen als vortreffliche Eltern aus, so gebührt von ihnen wieder den völlig verkannten „Rabeneltern“ ein Ehrenpreis für Kinderpflege und Kinderfürsorge! Sind sie doch auf ihre Elternschaft derart erpicht, daß sie im Eifer des Brutgeschäftes selbst von einer „Eierunterschiebung“ nichts merken und ruhig weiterbrüten, bis die fremden Jungen ihre Eierschalen durchpicken, und sich sogar dann noch weiterhin in liebevollster Sorge um die Fremdlinge gegenseitig zu überbieten versuchen.

Wollte man also schon einen wirklich passenden Vergleich für ein pflichtvergessenes Elternpaar der Tierwelt entnehmen, warum dann nicht statt „Rabenvater“ lieber Kuckucksvater und statt „Rabeneltern“ lieber Kuckuckseltern?

Diese haben sich untereinander tatsächlich nichts vorzuwerfen; eins übertrifft den anderen an Pflichtvergessenheit und Lieblosigkeit. Sie denken garnicht daran, sich auch nur im geringsten um ihre Jungen zu sorgen und überlassen das beschwerliche Brutgeschäft usw. bereitwilligst anderen, denen sie ihre Eier heimtückisch ins Nest praktizieren.

In der Regel sind aber gerade die Ehen in der Vogelwelt Prachtehen und die Vogelväter die besten Väter auf der Welt. So ist das uns wohlbekannte Rebhuhnpärchen ein hervorragendes, das Schwanenpaar ein vorbildliches Elternpaar und die Ehe des blutgierigen Habichts bewundernswert. Männchen und Weibchen können sich an Opferwilligkeit für ihre Kleinen nicht genug tun; so wird die Elternliebe geradezu dazu benutzt, um die gefürchteten Räuber unschädlich zu machen; während das Männchen einer Emu- (Straußen-) Art, der „Dromaeus irroratus“, alle Mitbewerber um den Ehrenpreis als pflichtgetreuer Vater schlägt. Er behütet und betreut nicht nur die Brut, sondern schützt sie sogar gegen die — eigene Mutter, was nicht so verwunderlich ist, als es uns auf den ersten Augenblick erscheinen mag. Denn bei zahlreichen Straußenarten pflegt

der Herr Papa ganz allein zu brüten und die Frau Mama — „ledig aller Pflicht“ — in die Weite zu spazieren.

Kolibri, Wachtel, Fasan, Ente, Truthahn und Auerhahn benehmen sich wiederum als Väter hundsmiserabel, während die Rotkehlchen-, Rotschwänzchen- und Gimpelmännchen das wieder durch verdoppelte Zärtlichkeit in der Brutpflege gut zu machen suchen und das Blauhähermännchen rührendste Fürsorge mit peinlichster Vorsicht zu verbinden weiß. Sein buntes Federkleid könnte doch immerhin das brütende Weibchen im Nest verraten; so quartiert er sich einfach resigniert in die nächste Nachbarschaft aus und hält Schildwacht, zwingt sich ganz gegen sein Naturell, still und leise zu sein, und macht seine Wochenbesuche nur ganz verstohlen und so unauffällig wie möglich. Im Gegensatz zu dem nicht viel bunteren und deshalb ebenso auffälligen Auerhahn, der seine schlechten väterlichen Gewohnheiten — er kümmert sich, wie gesagt, nicht einen einzigen Augenblick um Frau und Kinder — mit seinem verräterischen Federschmuck entschuldigen zu wollen scheint.

Alle Nesthocker, d. h. diejenigen Vogelarten, deren Junge noch längeren Wachstums und Lehrzeit (im Fliegen usw.) im schützenden Nest bedürfen, bis sie sich selbst ernähren und so das „elterliche Haus“ verlassen können, sind eben von Natur aus auch gute Eltern, während bei den Nestflüchtern, wie Enten, Hühnern usw., deren Junge sich kurz nach ihrem Auskriechen aus der Eihülle ihre Nahrung allein zu suchen und zu finden vermögen, sich schon die . . . schlechten Väter in der Überzahl zeigen. Sie kommen sich mehr oder weniger überflüssig vor, auch ohne sie ist ja die jeweilige jüngste Generation durchaus existenzfähig.

Daß Schwalben, Störche, Adler usw. usw., mit einem Worte alle Zug- oder Raubvögel die trotz allen Fütterns schwächlich gebliebenen unter ihren mit unendlicher Mühe aufgezogenen Jungen aus dem Nest werfen oder durch Schnabelhiebe töten, hat mit ihrer Elternliebe kaum etwas zu tun und stellt lediglich eine allerdings recht grausame aber unbedingt notwendige Maßregel des Selbsterhaltungstriebes dar. Wie sollten sich wohl diese mangelhaften Artgenossen auf der Reise nach dem Süden bezw. in dem täglich neuen Kampf um die Beute behaupten können?

Andererseits ist es für unseren menschlichen Verstand bis heute noch ein Rätsel geblieben, warum sich die wehrhaften Reiher — ohne jeden Widerstand — von den doch viel kleineren und schwächeren Krähen das eine oder das andere Junge vor ihren Augen rauben lassen, so daß man sich mit der Annahme behelfen muß, es könnte sich dabei immer nur um solche Fälle handeln, wo zu viel Küken zu ernähren sind, so daß die Alten sowieso einige von ihnen verhungern lassen müßten.

Nur wo die Mutter ganz allein die Jungen pflegen, füttern, großziehen und lehren kann, da nimmt es der Vater mit seinen elterlichen Pflichten nicht so genau, da kümmert er sich oft überhaupt nicht um seine Sprößlinge, und so ist es kein Wunder oder ein besonders schlechter Charakterzug unzähliger Säugetiermännchen, wenn sie sich als überaus schlechte, alle Pflichten weit von sich abweisende Väter entlarven lassen müssen.

So stellt sich schon auf den ersten Blick die schöne Geschichte von „Reinicke, dem Fuchs“, wie er z. B. mit seinen Kindern spielt und tollt, ihnen gute Lehren gibt oder sie in die Schliche und Kniffe der edlen Mäusejägerei usw. einführt, als eitel Irrtum und Blendwerk heraus; einen schlechteren Vater als gerade diesen Meister Reinicke gäbe es überhaupt nicht, wenn nicht der Wolf-Papa seine eigenen Sprößlinge gar zu gern fressen würde, schützte sie nicht die Wolf-Mama mit mächtigem, sehr zu respektierendem Gebiß, oder nicht jede Hauskatze ihren Wurf ängstlich vor dem ewigen Hunger des Katers behüten müßte.

Als ausgezeichnete Väter erweisen sich dagegen aber Tiger, Nashorn, Renntier, Hengst, Seeotter und — selbstverständlich der Affe. Treu und brav sorgen sie sich tagaus, tagein um Frau und Kind und opfern sich ohne weiteres bei Gefahr für sie auf, obgleich sie manchmal durchaus nicht nur in einer Einehe leben, wo die Zahl der Pflegebefohlenen ja naturgemäß nie allzugroß sein kann, sondern sich — wie der Großmogul — oft einen ganzen Harem halten, wie z. B. beim Geschlecht der Affen, das nur eine einzige Ausnahme darin kennt: die monogame Gorilla-Ehe.

Bär, Dachs, Wiesel, Hermelin, Marder, Vielfraß, Fischotter (im Gegensatz zum Seeotter) machen sich nicht viel aus dem Familienleben und gehen nach den bräutlichen Zärtlichkeiten einfach ihrer Wege. Spitzmäuse, Hamster, Maulwürfe, ja unser für so sanftmütig verschriener Hase stellen ihrem eigenen Fleisch und Blut ernstlich nach, und auch der überaus gutmütige Elefant, wie das Flußpferd halten nicht viel von der Anwendung ihrer pädagogischen Fähigkeiten, während der Nashorn-Papa sich eifrigst seiner Kinderpflege widmet.

Auch in dieser Frage ist die Welt, wie man sieht, voller Gegensätze. Da kommt es gar nicht darauf an, ob der betreffende Tiervater in Ein- oder in Vielehe lebt, ob er seine Ehefrau Jahr für Jahr wechselt oder mit ein und derselben sein ganzes Leben Seite an Seite verbringt, ob sie sich zu den Raubtieren oder den Pflanzenfressern zählen; überall zeigen sich die guten neben den schlechtesten Vätern, und zwar bei Tierarten, wo man sie nie und nimmer vermuten würde. Der Rehbock z. B. benimmt sich allzu häufig derart brutal gegen seine Jungen, daß sie an den väterlichen Mißhandlungen schmählich eingehen müssen. Und unser „zivilisiertestes“ Haustier: der Hund? Das ganze, weitverzweigte Hundegeschlecht gibt doch im großen und ganzen wirklich nur ein überaus treffendes Bild von Vätern, wie sie nicht sein sollen. Bei Herdentieren, wie es die Hunde ja ursprünglich waren und draußen in der Wildnis heute noch sind, bei in Rudeln jagenden Raubtieren, bei ausschließlichen Pflanzenfressern, wie Wildtieren, Elchen, Hirschen, Rehen, Gemsen usw., bei allen Wiederkäuern ist es doch beinahe die Regel, daß der Vater sich um die Nachkommenschaft keinesfalls kümmert; nur bei den Wiederkäuern scheinen die Renntierväter eine lobenswerte Ausnahme zu bilden.

Je reicher die Nahrungsfülle und leichter ihre Deckung ist, je weniger gefahrvoll, d. h. von allerlei Raubzeug bedroht, das Leben, desto überflüssiger wird die väterliche Fürsorge, desto mehr „schlechte Väter“. Wölfin, Füchsin usw. finden im Frühjahr — wenn nämlich ihre Kleinen zur Welt kommen und gepäppelt und großgezogen werden müssen — des „täglichen Futterbedarfs“ an Mäusen, jungen Hasen und Hühnchen usw. genug, so daß die Kleinen keine Not zu leiden brauchen, während die blühende Steppe, Wiese usw. den Pflanzenfressern einen mehr als reichlichen Tisch für ihre Kinderstube deckt. Tigerin und Löwin können mit allzu kleinem Getier ihre Jungen nicht (wie die Füchsin) ernähren; da muß und . . . will auch der „gute Vater“ helfen.



Bunte Chronik



* **Der Kanarienvogel als Brandstifter.** Auf eigenartige und schreckliche Weise ist in Montargis, einem kleinen Städtchen in Nordfrankreich, eine hochbetagte Witwe ums Leben gekommen. Frau Renée Galin lebte im ersten Stock eines kleinen Hauses bescheiden und ganz allein, da ihre erwachsenen Kinder, in der Welt verstreut, nur selten in den kleinen Ort zurückkehrten, um die Mutter zu besuchen. Ihre einzige Freude und Gesellschaft war ein kleiner Kanarienvogel, der außerordentlich zahm und zutraulich geworden war. Das Tierchen pflegte seine Herrin in alle Räume der kleinen Wohnung zu begleiten und, auf ihrer Schulter sitzend, ihre Mahlzeiten zu teilen. Es war auch seine Gewohnheit, frei in der Stube herumzufliegen, wenn die Witwe Besorgungsgänge oder dergleichen in der Stadt zu erledigen hatte. Von einem solchen Gange zurückkehrend, öffnete sie eines Tages die Tür ihres Wohnzimmers und blickte zu ihrem Schrecken in ein Flammenmeer. Sie versuchte in ihrer Bestürzung noch, den Kanarienvogel zu retten, wurde aber bei diesem Beginnen ebenfalls von den Flammen erfaßt und erlitt so furchtbare Brandwunden, daß sie wenige Stunden darauf an den Verletzungen verstarb. Durch den Aufschrei, mit dem sie zu Boden gefallen war, wurden die im Erdgeschoß des Hauses wohnenden Wirtsleute aufmerksam, entdeckten den Brand und alarmierten die Feuerwehr. Sachverständige stellten fest, daß das Feuer zuerst die Gardinen am Fenster ergriffen hatte, und lange konnte man sich die Ursache hierzu nicht erklären. Erst, als man die verkohlte kleine Leiche des Kanarienvogels fand, löste sich das Rätsel. Das Tierchen war offensichtlich bei seinem Hin- und Herfliegen im Zimmer dem offenen Kaminfeuer zu nahe gekommen und war dann, als seine Schwingen an zu brennen fingen, ans Fenster geflattert. So hatte es die Gardinen in Brand gesetzt und die Katastrophe verschuldet.

Lustige Rundschau



* **Ein Vorsichtiger.** „Können Sie Auto fahren?“ — „Nee, davon habe ick jar keene Ahnung.“ — „Na, dann passen Sie mal 'n paar Minuten auf meinen Wagen auf.“

* **Ausreden lassen!** „Schönen Gruß von meinem Vater, er möchte gerne die Rechnung bezahlen —“ — „Das ist nett, mein Junge!“ — „— aber — er kann nicht, weil er kein Geld hat.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.